

Helene Lichey, geb. von Malottki (*1920)

Einwohnerin von Tuchomie
geschrieben im Dezember 2005

Aus: „Nasze wspomnienia nigdy nie umrą“ [Unsere Erinnerungen werden niemals sterben]
von Elżbieta Szada-Borzyszkowska
Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego 2009, ISBN 978-83-7326-644-5

Deutsch von Karl H. Radde

[Titel, alle Zwischenüberschriften sowie die Anmerkungen in Fußnoten vom Übersetzer]

Sie auch Homepage „Gross Tuchen – ein Dorf in Hinterpommern“

<http://grosstuchen.de>



*Helene Lichey mit ihrer Mutter Martha von Malottki
neben dem Brunnen in Gross Tuchen*

Als der Krieg kam, traf in Großtuchen deutsches Militär ein, darunter waren sogar Soldaten der SS in schwarzen Uniformen. Jede Familie musste mindestens einem Soldaten ein Quartier zur Verfügung stellen. Uns wurde ein junger Soldat zugeteilt, und wir mussten ihm ein Zimmer abtreten. Ich wohnte mit meiner Mutter zusammen. Mein Vater Josef war schon 1935 gestorben. Wir hatten zwei Zimmer. Die zweite Hälfte des Hauses bewohnte die Familie meines Onkels Johannes, ein Bruder meines Vaters. Bei ihr wohnte auch ein Soldat.

Mein Onkel hatte drei erwachsene Söhne und eine Tochter aus der ersten Ehe mit seiner Frau Waleria. Alle drei Söhne Bruno, Konrad und Edmund wurden zum Militär eingezogen und kamen im Krieg um. Seine zweite Frau Pauline, geborene Depka-Prądyńska, kam im Jahr 1930 nach Großtuchen. Sie konnte etwas Polnisch und Russisch sprechen. Das erwies sich später als sehr hilfreich.

Neun im Fluchtwagen

Anfang 1945 kam von den Behörden die Anordnung zur Flucht, denn die Front näherte sich. Ein Hauptmann¹ sagte uns, wenn wir weg wollten, er sich bemühe, dass jemand uns zumindest bis nach Stettin brächte und von dort gelangten wir sicher weiter über die Oder. Er sagte aber, dass er nur 2-3 Personen mitnehmen kann. Wir überlegten uns das, aber wollten nicht getrennt werden. Wir beschlossen daher zu bleiben.

Wir beluden einen Wagen, so viel hineinging, aber nur mit den allernotwendigsten Sachen wie Essen, Federbetten und Decken. Auf dem Wagen waren außer mir und meiner Mutter mein Onkel mit meiner Tante, ihre drei kleinen Kinder, eine Cousine und Oma Anna. Zu Hause ließen wir alles so, wie es war. Wir fuhren in Richtung Stolp. Diese Richtung nahmen Viele. Andere versuchten, Danzig zu erreichen. Einige begaben sich in das Dorf Pyaschen (Franzwalde), denn sie dachten, dass es in so einem kleinen Dorf ruhig wird, aber es kam ganz anders. Die Russen nahmen sie von dort mit und viele von ihnen wurden in die UdSSR zur Arbeit gebracht. Unterwegs sahen wir viele Leichen von denen, die ermordet wurden. Das war ein furchtbarer Anblick.

Die Plünderer stritten sich

Die Russen holten uns vor Stolp ein. An den Namen der Ortschaft kann ich mich nicht mehr erinnern. Das waren nicht nur Russen, sondern auch Soldaten verschiedener anderer Nationalitäten, sogar Mongolen.

¹ Auch im Original deutsch [Anm. Karl H. Radde]

Schon am Anfang nahmen sie unsere Pferde weg, wir hatten also keine Möglichkeit, weiter zu fahren. Dann nahm man den ganzen Inhalt vom Wagen. Die Plünderer stritten sich sogar untereinander um die Beute: „das ist meins, das ist meins“ und rissen sie sich aus den Händen. Selbst Franzosen beteiligten sich am Plündern.

Wir fanden ein Quartier, in dem wir uns ein paar Tage aufhielten. Nachts kamen Russen und holten Mädchen heraus. Meine Tante hatte das kleine Hänschen, das ein Jahr alt war. Es weinte die ganze Zeit, da es hungrig war und wir hatten nichts zu essen. Wir hatten dabei auch Angst, dass die Russen uns entdecken. Zu kleinen Kindern waren sie gut; dem Kleinen gaben sie manchmal etwas zu essen oder zu trinken. Einer nahm uns den Kinderwagen weg, ein anderer gab ihn uns wieder. Wir hatten immer furchtbaren Durst. Der Schnee war schmutzig und daher sträubten wir uns, ihn in den Mund zu nehmen. Aber dann wurde die obere schmutzige Schicht weggestrichen und der Schnee darunter war einigermaßen sauber, also aßen wir ihn, denn wir konnten es vor Hunger und Durst nicht mehr aushalten. Die Russen zogen mir meine schönen warmen Damenstiefel von den Füßen, die mir mein Mann aus Norwegen geschickt hatte. Ich stand nur auf Strümpfen im Schnee da. Ich hatte Angina und dachte, dass ich jetzt nicht mehr lange leben werde. Meine Tante Pauline konnte Russisch sprechen, sie sprach dann Soldaten an und bat sie um irgendwelche Schuhe für mich. Sie gaben mir dann Männerstiefel, die viel zu groß waren, aber das war besser als gar nichts.

Nachts versteckte ich mich

Als wir wieder nach Hause kamen, war alles ausgeplündert. Nur vereinzelte Möbelstücke waren zurückgeblieben. Herr Perlick hatte den Plünderern nicht erlaubt, alles herauszutragen. In einem Zimmer waren Drähte auseinandergezogen, es war eine ganze Masse. Ich weiß nicht, wozu sie den Sowjetsoldaten dienten.²

Die Familie Breske, die gleich hinter dem Dorf, gegenüber von Gustav Limberg wohnte, kam zu uns, denn ihr Haus war abgebrannt. Sie wohnte eine Zeitlang bei uns. Gegen Abend, wenn die Russen Mädchen suchten, versteckte ich mich zusammen mit Frau Breske im Keller und wir lagen dort die ganze Nacht bis zum Morgen. Es war dort sehr kalt und unangenehm.

Im Gebäude der Post war die sowjetische Kommandantur. Allen wurde befohlen, zur Arbeit zu kommen. Ich half eine Zeitlang beim Aufbau der drei Brücken. Zunächst wurden im Wald die notwendigen Bäume für die Brü-

² Die Drähte dienten zum Verlegen der Feldtelefone. [Anm. Karl H. Radde]

ckenkonstruktion gefällt. Dann transportierten die Russen über diese Brücke die Kriegsbeute ab. Am Schluss ließen sie die Schienen abmontieren und transportierten sie auch in die UdSSR; die hölzerne Brücke aber wurde niedergerissen.

Dann arbeitete ich eine Zeit lang als Kindermädchen bei der Familie Paluch, die die Gastwirtschaft von der Familie Deuble übernommen hatte. Ich kümmerte mich um ihre beiden Kinder. Die Gastwirtschaft war immer voll von betrunkenen Sowjetsoldaten. Herr Paluch buck für sie Torten. Er hatte sehr gute Beziehungen zu ihnen. Ich aber hatte furchtbare Angst, denn immer wieder kam irgendein Russe und zeigte mit dem Finger auf mich, dass ich mit ihm kommen soll, aber Herr Paluch erlaubte es ihnen nicht, mir ein Leid anzutun. Herr und Frau Paluch begleiteten mich dann sogar immer nach Hause, damit mir unterwegs nichts Böses passiert.

Einige Polen schauten mich schief an

Später teilten die Polen mich und andere zur Arbeit bei der Ernte ein. Man musste täglich viele Kilometer zu Fuß gehen. Uns schmerzten die Füße sehr. Als die Polen die Herrschaft in Großtuchen übernahmen, wurden im Gebäude des evangelischen Pfarrhauses die Stelle des Gemeinderates und später das Gemeindeamt untergebracht.

Bald baten die Polen mich, dort zu helfen. Sie hatten erfahren, dass ich lange Zeit in der Molkerei in der Buchhaltung gearbeitet hatte. Ich sagte, dass ich rechnen kann, denn das ist überall gleich, aber dass ich nicht Polnisch sprechen kann. Im Büro arbeiteten die Brüder Dunajscy, sie waren nett und sagten mir, ich solle mir keine Sorgen machen, denn mit der Zeit würde ich auch Polnisch lernen.

Der Bürgermeister bat mich, seiner Frau, die sehr krank war, ein bisschen im Haus zu helfen. Ich machte ihr das Essen, trug es in ihr Zimmer und räumte ein wenig auf. Manchmal kamen Verwandte zu ihnen zu Besuch. Eine Frau von diesen Gästen sagte einmal zur Frau des Bürgermeisters, wie sie es sich erlauben könnten, eine so junge und hübsche Frau im Haus zu haben. Sie fragte, ob sie nicht eifersüchtig wäre und ob sie nicht um ihren Mann Angst hätte. Als ich das hörte, war ich entrüstet, dass sie überhaupt so etwas denken können. Aber der Bürgermeister und seine Frau machten sich nichts daraus, denn sie vertrauten mir. Dann, als die Frau des Bürgermeisters gestorben war, zog er von Tuchomie weg. An seine Stelle kam ein anderer Bürgermeister, der aus Sandomierz stammte, aber an seinen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern.

In der Gemeindeverwaltung war es nicht immer angenehm. Einige Polen schauten mich schief an.